

Einer von vielen

Von Peter Sloth

Martin Christian war ein Hochverräter und deshalb wurde er im Jahre 1933, mitten aus der nationalen Erhebung heraus verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Drei Jahre, das sind eintaufendundfünf- undneunzig Tage und Nächte, mußte er hinter verschlossenen Türen in einem kleinen Raum leben, fünf Meter lang und etwa zweiundeinhalb Meter breit. Es war ihm die erste Zeit unsagbar schwer gefallen, als er sich an all das Fremde und Neue gewöhnen mußte, mit dem er sich in den nächsten Monaten abzufinden hatte. Aber die Zeit verrann, er träge und schleißend, dann, als ein Jahr herum war, immer schneller. Und heute, er wagte den Gedanken gar nicht zu Ende zu denken, war nun der letzte Tag angebrochen, den er in der Gefangenschaft verbringen mußte. Morgen, nach dem Aufstehen, würde er noch einmal seine Zelle in Ordnung bringen und dann, — ja dann würde er frei sein für immer, und zu Frau und Kind zurückkehren. Oh, er freute sich so an diesem Tage, der so regenschwer über dem Zuchthaushof lag. Zum letztenmal war er heute in der Freistunde gewesen und hatte mit den Kameraden, die ihm in der langen Zeit lieb und vertraut geworden waren, den letzten Blick gewechselt. Jede Wunde auf dem spärlichen Nacken kamte er, er wußte genau, daß es dreiundzwanzig Stück waren, keine mehr und keine weniger. Seine Blide lieblos den großen Kastanienbaum und er streichelte im Geiste seine harte, wetterfeste Rinde.

Die Kameraden blickten heute auf ihn, manche neidisch, die meisten gleichgültig. Ein Teil aber von ihnen sah ihn mit Wehmut an, aber sie nickten ihm lächelnd zu. Das waren die Genossen. Nach der Freistunde kam der Stationswachmeister in seine Zelle.

„Sie werden morgen entlassen, Christian?“

„Ja wohl, Herr Oberwachmeister!“

„Na, da freuen Sie sich wohl, was?“

„Oh ja, —“

Er wollte weiter sprechen, aber er konnte nicht. Es war das erste Mal in den letzten drei Jahren, daß ein Mensch freundliche Worte mit ihm sprach. Darum würgte es ihm im Halse und Tränen traten ihm in die Augen. Der Beamte winkte ab.

„Na lassen Sie man, der Tag geht auch vorüber, und sehen Sie mal,“ sagte er leicht lächelnd hinzu, „ich bin ja lebenslanglich hier. Dann schlug die schwere Tür wieder ins Schloß.“

Martin Christian ging aufgeregt in seiner Zelle hin und her. Dann blieb er vor der Wand stehen und blickte nach einer Stelle, wo die Decke in Bläue abgesetzt war. Dort hat er seit vier Monaten mit einer Sicherheitsnadel Striche gemacht, einen neben dem andern. Er zählte sie zum hundertsten Male durch. Wie schnell doch die Zeit vergangen war. Er dachte zurück an den Tag, da eines morgens an seine Tür geklopft wurde, stürmisch und polternd. Er wußte damals sofort Bescheid. So donnert nur die Gestapo, wenn sie für Ruhe ihrer Auftrags-

geber Familien auseinanderriß und zahllose Menschen unglücklich machte. Er erinnerte sich der unflätigen Ausdrücke, mit denen sie seine Frau beschimpften.

Und dann kamen die Vernehmungen. Tag aus, tagein dieselben Fragen nach den Verbindungsleuten, von deren Existenz er keine Ahnung hatte. In der einen Woche brachten sie ihn jede Nacht in den Keller. Dort folgte Schlag auf Schlag. Schließlich fing er zu fiehern an und machte dann eines Tages die gewünschten Aussagen. Als er dann ins Lazarett gebracht wurde, konnte er vierzehn Tage lang nur auf dem Bauche liegen. Mit Schaudern dachte er an jene Zeit.

In Untersuchungshaft war es dann etwas besser, bis dann eines Tages der Prozeß stattfand. Neben ihm saßen drei Mitangeklagte, die er belästigt haben sollte. Er kannte sie nicht. Auf die Fragen des Richters schüttelte er mit dem Kopf, da las man ihm seine Aussagen vor. Dann erfolgte die Urteilsverkündung und seine Ueberführung ins Zuchthaus. Er kam in Einzelhaft, da er Dissident war. Der Anstaltsgeistliche hatte ihn am ersten Tage aufgesucht, um ihn zu befehlen, aber er hatte höflich gedankt. Als Antwort bekam er jede Woche sein Buch aus der Kirchenbibliothek. Dann wunderte er sich, daß man ihm keine Arbeit gab und las die Anstaltsordnung durch. Er meldete sich beim Arbeitsinspektor.

„Was wollen Sie?“

„Ich möchte um Arbeit bitten.“

„Wegen was sind Sie hier?“

„Wegen Vorbereitung zum ...“

„Mehr konnte er nicht sagen.“ „Aus,“ brüllte der Inspektor. „Hochverräter kriegen keine Arbeit.“

Das war die ganze Unterredung, von der er sich anfangs so viel erhofft hatte.

Wieder jagte er die Zelle auf und ab. Tausend Tage Einzelhaft, keine Arbeit und jede Woche ein Buch, das ihn zum Christentum befehlen sollte. Bald kannte er jeden Winkel in seiner Zelle. Sehnsüchtig horchte er zum Fenster hinaus, wenn von irgendwoher Hammerschläge ertönten. Oh, jetzt einen Hammer in der Hand haben, dachte er wohl wehmütig. Er wollte gerne rauchen, aber Zuchthausgefangene dürfen nur bei guter Führung rauchen, und zwar nur von dem in der Anstalt selbst verdientes Geld. Selbstverdientes Geld! —

Er nahm fortwährend an Gewicht ab, weniger wegen des schlechten Essens als wegen der Anruhe, die ihn erfasste hatte. Was für ein Gespenst lief er während der Freizeit im Hofe herum. Da zog ihn eines Tages beim Baden ein Genosse beiseite und sprach auf ihn ein. Es war ein „Beinhähriger“.

Von da ab nahm er eine Einteilung des Tages vor. Jeden Vormittag trieb er Gumnastik. Darauf marschierte er zwölf Kilometer, das heißt er lief zweitausendvierhundertmal die Zelle hin und her. Sein Gewicht nahm zwar noch mehr ab, aber das mußte in Kauf genom-

men werden, um einer Herzengerrütung zu entgehen.

Endlose Nächte, in denen er am Gitter des Fensters hing, um einige Atemzüge frische Luft zu schöpfen. Wie oft hatte er Fluchtpläne entworfen und bis zu Ende durchgedacht, abenteuerliche Unternehmungen, die nie gelingen konnten, aber es war so schön, in die Nacht hinauszuträumen und im Geiste unüberwindliche Mauern zu überklettern. Wenn er endlich eingeschlafen war, fiel ein Meer von Wangen über ihn her. Es gab in der Anstalt keine Verteilungsmittel. Angeziefert sind ein Teil der Strafe des Verurteilten.

Martin Christian wurde aus seinen Träumen gerissen. Die Tür wurde aufgemacht und er mußte zum Direktor kommen. Abschiedsviñte. —

Der Direktor sah eigentümlich kultiviert aus.

„Sie werden morgen entlassen?“

„Ja wohl.“

„Wielange waren Sie hier?“

„Zwei und ein halbes Jahr.“

„Politisch, nicht wahr? — hm — ich sehe, daß Sie sich gut geführt haben. Wie alt sind Sie?“

„Achtundzwanzig Jahre.“

„Na, dann haben Sie ja das Leben noch vor sich. Ihre Strafe darf Ihnen nirgends vorgehalten werden. — Sie haben doch keinen Ehrverlust?“

„Nein.“

„Na also, ich wünsche Ihnen alles Gute und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann lassen Sie in Zukunft die Finger von der Politik.“

Dann kehrte Martin Christian in seine Zelle zurück. Unruhig nahm er den Gang durch die Zelle wieder auf. Wie merkwürdig freundlich sie alle heute zu ihm waren. Der Direktor hatte ihn direkt wohlwollend behandelt. Was sagte er doch zum Schluß? Lassen Sie die Hände in Zukunft von der Politik? —

Das wird er wirklich beherzigen, denn das hat er sich ohnehin schon lange vorgenommen. Er will nur noch seiner Frau und seinem Kinde leben, das jetzt wohl vier Jahre alt sein mußte und ihn, den Vater, nicht einmal kannte. Er trat an den Spind und holte einen Brief heraus. Es war der letzte, den er von seiner Frau erhalten hatte. Wie tapfer sie doch in all den Jahren gewesen ist. Wie hatte sie in den Briefen, die er alle zwei Monate bekommen durfte, über ihr Leid geklagt. Im Gegenteil mit Zustimmung hat sie ihr Geschick getragen und zwischen den Zeilen wies sie immer darauf hin, daß es vielen Frauen ja noch schlechter ginge, deren Männer für zehn und fünfzehn Jahre eingesperrt wurden oder gar das Leben verloren. Durch solche Briefe hatte sie ihn noch aufgerichtet, wenn es ihm manchmal schien, daß er das Leben nicht mehr ertragen könne.

Von draußen erklang der Gong, dann hörte er das Laufen der Hilfsarbeiter, die auch Gefangene waren. Es war Abendbrotausgabe.

Das Letztemal nahm er seine Suppe und das Strüch troden Brot in Empfang. Mechanisch säuberte er die Schüssel zum letztenmal und stellte sie sorgsam in den Spind. Sein Blick fiel auf den sogenannten Leibstuhl, wie er auf der Gerätereihe genannt wurde. Im Anstaltsjargon hieß er der Kübel und war der Gegenstand, mit dem er sich nicht hatte abfinden können. Immer saßte ihn ein Eckel, wenn er ihn nur ansah, jenen Topf, der in der Ecke stand und als Abort diente und nur jeden Tag einmal am Morgen geleert wurde. Es wurde Nacht. Er schlief unruhig undwälzte sich fortwährend herum. Er träumte von Eisenbahnfahrten und sah seine Frau, wie sie mit dem Kind auf dem Bahnsteig stand und ihm von weiten zuwinkte. Aber seltsam, der Zug fuhr gar nicht in den Bahnhof ein, sondern fuhr weiter, immer weiter, dann rückwärts und er sah seine Frau nur noch wie ein Nebelgebilde. Der Zugführer mußte von Sinnen sein, er gab der Lokomotive immer größere Geschwindigkeit. Da erwachte er in Schweiß gebadet. Es war noch tiefe Nacht. Draußen schimmerte das Licht einer grellen Lampe, die gerade vor seinem Fenster angebracht war und seine Zelle nie dunkel werden ließ. Auf dem Hofe machte der Nachtbeamte gerade die Munde. Gleichmäßig schallten seine Schritte durch die Stille. Die Turmuhr schlug drei.

Martin Christian erhob sich von seinem Lager und kletterte auf das Fenster. Was mochte wohl für Wetter werden? Der Himmel war sternklar. Ueber eine Stunde stand er so und schöpfte die frische Nachtluft in seine Lungen, dann fing ihn zu frösteln an und er hüllte sich wieder in seine Decken. Allmählich wurde es Tag und es mochten noch einundeinhalb Stunden bis zum Wachen sein. Leise erhob er sich wieder und zog seine braune Uniform an. Dann machte er sein Bett und wanderte in seiner Zelle umher. Er wunderte sich plötzlich, wie ruhig er geworden war. Alle Nervosität war von ihm wie abgefallen. Ganz nüchtern dachte er sich aus, wie sich die nächsten Stunden abwickeln mußten. Um sechs Uhr wecken, dann säubern und Staffeausgabe, Reinigen der Zelle und gegen 10 Uhr würde man ihn zum Hausvater holen. Dort würde er seine Privatfachen in Empfang nehmen und gegen halb elf mußte sich die Tür des Buchthauses hinter ihm schließen. Dann war er ein freier Mann. —

Vom Korridor ertönte der Gong, sechs gleichmäßige Schläge. Dann kirkten die Schlüssel der Wachtmeister. Wie langsam heute bloß alles ging. Der Staffee wurde ausgeteilt. Dann war wieder eine Weile Ruhe. Um sieben Uhr rückten die Gefangenen zur Arbeit ab. Noch drei Stunden. —

Längst hatte er die Zelle gefäubert und seine wenigen Sachen zusammengelegt. Es wurde acht, — dann neun — — Noch eine Stunde.

Er stand an der Tür und horchte mit klopfendem Herzen. Jeden Augenblick mußte der Ruf ertönen B III, Zelle 67, mit sämtlichen Sachen zum Hausvater kommen.

Ungebuldig rannte er wieder hin und her, da wurde seine Tür geschlossen.

„Endlich!“

Der Wachtmeister stand da.

„Christian, Sie sollen runter kommen zum Direktor.“

„Zum Direktor?“

„Ja, machen Sie.“

Er eilte hinunter und meldete sich auf der Zentrale. Dann wurde er dem Direktor vorgeführt. Er schaute ihn fragend an.

„Sehen Sie sich, Christian.“

Er wunderte sich über die Aufforderung.

„Ach richtig, er ist ja schon kein Gefangener mehr.“

„Sie haben heute Ihre Strafe abgehüßt, Christian?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Am . . . ja . . . ich habe Ihnen eine Mitteilug zu machen.“

„Ja, bitte sehr.“

„Ach kann Sie nicht entlassen.“

Martin Christian wurde weiß wie Kalk und starrte den Direktor an. Dieser fuhr fort:

„Es tut mir ja sehr leid, aber heute früh ist eine Anweisung der geheimen Staatspolizei gekommen, die besagt, daß Sie für unbestimmte Zeit in Schutzhaft genommen werden. Sie sollen in ein Konzentrationslager überführt werden. Heute nachmittags kommen zwei Beamte, denen ich Sie übergeben muß. —“

Es dauerte lange, ehe Martin Christian begriff, was der Direktor zu ihm sagte. Wie abwesend saß er auf seinem Stuhl und wirbelte alles durcheinander. Gestapo . . . abgehüßt . . . unbestimmt . . . Konzentrationslager . . . leid tun . . . nicht entlassen . . .

Dreimal mußte ihn der Direktor antuschen,

ehe er zu sich kam. Der Anstaltsleiter erschraf. Der Gefangene hatte weiße Haare bekommen. Ueberlarmen ihn plötzlich menschliche Anwandlungen oder war ihm der Häufing unheimlich geworden, der da wortlos vor sich hinstierte? Er legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie müssen jetzt gehen, Christian, viel leicht dauert es auch nicht mehr lange.“

Martin Christian rührte sich nicht. Da klingelte der Direktor nach einem Wachtmeister.

„Stehen Sie auf, Christian, und gehen Sie in Ihre Zelle,“ sagte dieser barsch. Wortlos erhob er sich und folgte dem Beamten. Auf der Treppe blieb er mehrmals stehen und fühlte nach seinem Herzen.

„Ist Ihnen was?“ fragte der Beamte, dann meldete Sie sich morgen beim Arzt.“

Dann polterte die Zellentür hinter ihm zu. — —

Als nach einigen Stunden die Beamten der Gestapo den Gefangenen abholen wollten, war Martin Christian tot. Er hatte sich mit einem Glascherben die Pulsader aufgerissen. Er war nur einer von vielen, denen es so erging.

Strabendebatte in Oslo

Karl Johan — so heißt kurz die Hauptstraße, zugleich die größte Verkehrsstraße Oslos. Sobald der Tourist den Hauptbahnhof oder den Hafentai verlassen hat, liegt vor ihm diese schöne und einzigartige Straße. Sie führt vorbei an dem alten „Bazar“, dessen mauritanische Linien kein Geringerer als Jules Verne liebt und verherlichte, an dem monumentalen und burgartigen Reichstagsgebäude, am Studentenwäldchen, dann an der Universität, deren strenge Linien lange im Gedächtnis des Fremden bleiben, und am Nationaltheater hinauf zum Schlosse.

Der erste Eindruck bleibt haften: Diese lange Straße wird, trotz der mondänen Hotels, großen Kaffeehäuser und luxuriösen Geschäfte, von der Osloer Jugend beherrscht. Das Leben ist frisch und stark pulsierend, voller Munterkeit und Lebensfreude. In den Pausen zwischen den Vorlesungen strömen alle Studenten und Studentinnen auf die Straße. Reizend, wie sie auf dem Plage vor der Universität promenieren oder ungezwungen auf den steinernen Treppen ihrer alma mater herumhüpfen. Ein buntes Treiben, durchtränkt vom Plaudern und frohem Lachen.

Es erreicht in den Nachmittagsstunden von 14 bis 16 seinen Höhepunkt, wenn die so beliebte, ja vergötterte Musikkapelle im Studentenwäldchen nahe der Universität spielt. Da lauschen jung und alt der Musik; später aber, wenn die Vorlesungen an der Universität, sowie die Kontorstunden vorüber sind, strömt erst recht die gesamte Jugend Oslos nach dieser unvergleichlichen Straße. Sie ist so ungemein schön, weil sie eine ausgeprägte Kontraste Form hat, die Licht und Wärme an sich zieht und sie stark festhält.

Jetzt sind die Kaffeehäuser überfüllt: Dort ist die Bourgeoisie Oslos versammelt. Das Café Grand, jenes Kaffeehaus, in dem Henrik Ibsen tagen und tagaus, jahrein und jahraus an dem Esfenster zu sitzen pflegte, seinen Kaffee schlürfend und seine Zeitungen lesend. Die jungen Mädchen, aus ihren Kontoren und Geschäften kommend, treffen sich mit ihren Freundinnen auf der Straße und promenieren auf und ab. Die jungen Männer versammeln sich aber an jeder Straßenecke des Karl

Johans in Gruppen, sie unterhalten sich oder diskutieren die sie interessierenden Probleme. Stundenlang. Bis in die späte Nacht hinein. Neben werden nicht gehalten, es wird nur diskutiert. Ein Debattierklub unter dem freien Himmel — ein ganz eigenartiges Phänomen der nordwegischen Hauptstadt.

Den Fremden fesseln die schlichtschönen Statuen, die längs des Karl Johans aufgestellt sind, und er bemerkt, daß unter diesen Monumenten kein König, kein heldenhafter Admiral im Dreimaß und kein Reitergeneral an der Seite einer kurzen, bauchigen Kanone zu finden ist. Der ganze bildnerische Schmuck der Osloer Hauptstraße ist den großen nordwegischen Dichtern gewidmet. Eine Straße der Nationalpoeten. Eine eherner Erinnerung an die Heroen der nordwegischen Dichtkunst. Die weltbekanntesten Gestalten sind Björnsterne Björnson und Henrik Ibsen. Der größte nordwegische Dichter war jedoch der im Auslande ganz unbekannt Henrik Bergeland. Seine Statue steht mitten im Studentenwäldchen.

Er war Sohn eines Priesters, der einem Bauerngeschlecht entstammte. Die Wurzeln seines Herzens waren tief in das nordwegische Land verankert und innig mit dem Schicksal Nordwegens verknüpft. Das Vaterland, damals noch unselbständig, war die treibende Kraft seiner Dichtung, und mit rührender Weichheit liebte er es: Das Land, das Volk, die Erinnerungen, den Menschen. Bergeland, der einmal sagte, daß er jederzeit an dem Faden eines Spinnwebennetzes zum Himmel hinaufklettern könnte, war zugleich ein kämpfender Erdbogel, der vom Himmelraum herunterfliegt und mit seinem Schnabel den starken Stamm einer Eiche gesplittert. Er war ein Naturmensch, der lärmend durch das Leben schritt und unbändig und rücksichtslos das Veraltete und das für das Leben Untaugliche niedertrat.

Er konnte aber auch plötzlich stehen bleiben, um sich in weicher Anbetung über die Erde zu heugen und den Duft der Blumen einzusaugen. Im seligen Entzücken über die bezaubernde Schönheit des Lebens konnte er in die größte politische Polemik eingreifen, um dann ebenso unerwartet in einer poetischen Wolke zu verschwinden und seine politischen

Freunde und Feinde durch seinen Verhängnis aus blauer Himmelhöhe zu überraschen. Er starb nur 36 Jahre alt, alt genug, um seine Dichtkunst nicht zu überleben, wie es manchem alternden Dichter zum Verhängnis wird. Seine Ideen überlebten aber ihn. Die Osloer Jugend ist von seinem Geiste geprägt. Größte Lebensfreude und zugleich ein starker kämpferischer Geist.

Wenn im Zwielicht der Dämmerstunde die nordische Nacht sich über den Karl Johan herniederstreckt, beginnen an allen Straßen, auch vor dem Universitätsgebäude, die abendlichen Ansammlungen der Osloer Jugend. Stumm stehen die lebensgroßen Statuen zweier Gelehrten, die zugleich große Publizisten waren, an der Universitätsfront: Der Historiker Munch und der Philosoph Schwein-gaard. Sie wundern sich wohl im Stillen, daß der diskutierenden bürgerlichen Jugend sich, was zu ihrer Zeit nicht der Fall war, auch die jungen Arbeiter gesellen. Diejenigen, die Arbeit haben und auch solche, die arbeitslos sind. Manche von ihnen sehen müde und resigniert aus, die anderen nehmen aber den regsten Anteil an den Debatten, die an jedem Eckstein des Karl ohanns entstehen.

Der Fremde geht an den Gruppen vorbei und bleibt an dieser oder jener Ecke stehen. Er hört zu und lauscht, — keiner nimmt es ihm übel, weil die diskutierende Jugend nichts zu verbergen hat. Die Verfassung garantiert jedem Bürger die volle Meinungsfreiheit. Zu ihr gestellt sich auch der starke Meinungswille, ein prägnanter Charakterzug des nordischen Volkes. Was ist auch da zu vertuscheln? Die jetzige Arbeiterregierung ist eine Minoritätsregierung — wie soll sie gestärkt werden? Man sagt: Durch die Agitation, durch die Tat, durch die Organisation. Durchaus legale Mittel. Die politischen Feinde der Arbeiterregierung sind noch mächtig genug und lauern darauf, um sie im Parlamente zu stürzen. Wie kämpft man dagegen? Der eine sagt: Durch die Aufklärung, der andere: Durch die Beseitigung der noch bestehenden bürgerlichen Privilegien, der dritte: Durch opfernde Taten. Durchaus Kampfmethoden im Rahmen der Verfassung.

Bildet der Faschismus eine Gefahr für Norwegen? Kaum hat ein Student an der Grandraaf-Ecke diese Frage gestellt, hat sich eine lebhafteste Gruppe um ihn gebildet. Da geht es lebhaftest zu. Denn die Faschisten-gruppe „National Samling“ schiebt gerne ihre Debattiere auf den Karl Johan. Die bürgerlich demokratische Jugend und die Arbeiterjugend bilden die große Majorität, aber der Gegner hat die Redefreiheit. Man diskutiert mit ihm, man sucht ihn zu überzeugen. Auf Einwände hat man rasche Antworten. Die Demokratie wird mit sachlichen Beweisen verteidigt. Wirtschaftliche Auseinandersetzungen gelten als fair, — wer aber das Wort „Diktatur“ oder gar „Antisemitismus“ gebraucht, ist nicht mehr der Polemik wert. Die Gruppe fällt auseinander und bildet andere Gruppen. Da geht es friedlich zu, wenn auch die Tagesfragen brennender Art sind. Genügen die Maßnahmen der Regierung, um die soziale Fürsorge zu sichern? Soll auch in Norwegen eine Volkfront gebildet werden aus Elementen, die nicht reif genug sind, um auf einer Parlamentsbank zusammen zu sitzen? . . . Es waren nur nationale, nordvegische Belange, denen ich stundenlang auf den Karl Johan lauschen durfte. Fragen internationaler Art werden gern, gar mit Willen vermieden.

Diese Debattiergruppen sind keine Anzeichen einer Revolution oder kommender Umru-

hen, und stillvoll und bescheiden promenieren die munteren und lebensfrohen jungen Osloer Mädchen von Gruppe zu Gruppe, hier lächelnd und ihre männlichen Freunde begrüßend, dort sich den Gruppen anschließend und sich an der Diskussion beteiligend. Auf dem Fahrdbamm aber reiten jeden Abend zwei Polizisten auf und ab: Vom Bahnhof in die Tiefe der konklaven Straße am „Grand“ und

aus der Tiefe in die Höhe bis etwa zum Schloßpark. Sie reiten auf und ab, sie haben nichts zu tun, und nur die Vorrichtung läßt sie nicht vor Langweile gähnen. Müde ziehen sie sich in die Polizeistation zurück. — nachdem gegen 1 Uhr nachts der letzte eifrige Polemist, sei es ein Student oder ein Arbeiter, die in der Welt einzig dastehende politische Straße Oslos verlassen hat. R. S.

Parsifal in der A. G.

Von Reinhold Werner

Auf Fräulein Osterheims Schreibtisch schrillte das Telephon. Sie hatte keine Zeit, den Hörer abzunehmen, denn sie mußte im Respekttempo den eiligen Brief an die Universitas schreiben. Die Tasten schnurrten aufs Papier wie Perlen von einer Schnur.

Fräulein Quarsch, die Privatsekretärin, schnellte mit der rechten Hand nach dem Hörer, ohne aber dabei die linke aus dem Kartothekasten zu nehmen, in dem sie aufgeregt herumkrabbelte. Herr Rabe wuschte sich den Schweiß ab und wühlte rascheln in einem Schnellhefter.

„Hallo! Wer?“ rief Fräulein Quarsch ins Telephon. „Wer? Nein, kommt nicht in Frage! Herr Generaldirektor ist in einer Konferenz! Nein, Herr Bams hat Sitzung! Nein! Herr Knech ist zur Rücksprache! Es ist dringend, wenn Sie? Dann rufen Sie nächste Woche zwischen elf und zwölf noch einmal an! Vorher ausgeschlossen! Ich sage doch: ausgeschlossen!“

Inzwischen hatte Herr Rabe angefangen, auf seinem Apparat zu sprechen. Er trommelte mit der Faust auf die Gabel: „Machen Sie mich nicht wahnsinnig, ich habe es eilig, verbinden Sie mich!“

Herr Döbel reißt die Tür vom Nebenzimmer auf und brüllt: „Votäh! Vootäh!“ Eine Rohrpostkapsel saust in den Korz neben Fräulein Osterheim. Der Boten kommt ins Zimmer geschossen. Herr Döbel wirft die Arme in die Luft: „Eilig, brandeilig zu Herrn Schulz!“ und schmeißt die Tür wieder zu Fräulein Quarsch eifert in den Apparat: „Sofort ein dringendes Gespäch!“ Ein junger Mann stürzt ins Zimmer und wirft Herrn Rabe einen Stapel Durchschläge auf den Tisch. Fräulein Osterheims Maschine klingelt wie eine Krambach.

Fräulein Quarsch ruft ins Telephon: „Kommt nicht in Frage! Die Herren sind die ganze Woche befeh!“ Herr Rabe schiebt ihr hastig die vielen Durchschläge zu: „Vorweg. Muß sofort wieder raus. Lauter Eilsachen!“ Mit einem Satz holt Fräulein Osterheim den jungen Mann an der Tür ein und stopft ihm den Brief an die Universitas in die Hand. „Es ist eilig!“ jagt sie. Und Herr Döbel reißt schon wieder die Tür auf und brüllt: „Votäh! Vootäh!“

So geht es zu in dieser A. G. Fräulein Osterheim läßt die Finger auf die Tasten trommeln, Herr Döbel reißt die Tür auf und schmeißt sie wieder zu, Fräulein Quarsch klemmt sich das Telephon zwischen Bade und Schulter, wühlt links in der Kartothek und macht rechts Haken in einer Liste, die Voten poltern hin und her, Herr Rabe raufst sich die Haare und telephoniert mit Köln.

In diesem Augenblick, Schlag 13 Uhr 11, tritt Parsifal ins Zimmer.

Er sieht aus wie all und jeder und hält einen kleinen Gut in der Hand. — Er lächelt mild und fröhlich und hat eine leise, freundliche Stimme.

„Würden Sie diesen Brief gelegentlich Herrn Ried geben, bitte!“ sagt er.

„Wird sofort erledigt!“ ruft Fräulein Osterheim und springt wie von der Tarantel gestoßen auf. „Sobald Herr Generaldirektor aus der Konferenz kommt, wird es erledigt!“

„Es eilt gar nicht“, sagt Parsifal und geht geruhig wieder hinaus.

Einen Augenblick ist es totenstill im Zimmer. Fräulein Osterheim starrt den Brief an, einen Brief in einem gewöhnlichen weißen Umschlag.

„Es eilt nicht?“ fragt Herr Rabe nervös. „Zeigen Sie mal! — An den General . . .“ Fräulein Quarsch ist auch herangerommen und betrachtet mit scheuen Augen den wunderbaren Brief.

Die Tür vom Nebenzimmer fliegt auf. „Votäh!“ brüllt Herr Döbel. Aber als er die drei stehen sieht, tritt er näher: „Was ist denn? Ein Brief? Nicht eilig? Ausgeschlossen! Votäh! Vootäh!“

Herr Rabe schüttelt den Kopf. „Nicht eilig? Gar nicht eilig? Ausgeschlossen. Wir müssen ihn sofort . . . Schnell, Fräulein Quarsch, schnell, schnell, los! Es ist eilig!“

Fräulein Quarsch springt zu ihrem Schreibtisch und nimmt den Hörer ab. „Bitte, Konferenzzimmer!“

„Könnte bitte Herr Generaldirektor Ried mal an den Apparat . . . Die Quarsch ist ganz außer Atem. Ja, es ist sehr eilig. — Herr Generaldirektor? Herr Generaldirektor, hier ist ein Brief für Sie abgegeben worden — von einem Herrn — ja. Er sagt, es eilt gar nicht. Ja, zu Fräulein Osterheim.“

„Was hat er gesagt? Es ist nicht eilig? Ausgeschlossen! Ich komme sofort hinunter!“

„Verzeihen Sie, meine Herren“, sagt er zu den anderen im Konferenzzimmer. „Wir müssen die Besprechung leider vertagen. Ich habe da eine ganz eilige Sache, verzeihen Sie, es ist fürchtbar dringend und eilt sehr!“

Der Generaldirektor flüht zum Fahrstuhl, fährt runter, saust in sein Vorzimmer. Da stehen sie noch immer ganz verdorrt um den seltsamen Brief, der nicht eilt.

„Wo ist der Brief? Der Generaldirektor ringt nach Luft.“

Er reißt den Brief auf, daß der Umschlag in Fetzen geht. Er fängt an zu lesen. Dann wuschert er sich die Augen, als habe er einen Zauberspiegel gesehen, er kann es gar nicht fassen und ließt noch einmal langsam und laut: „Verehrter Herr Ried, ich hätte Sie gern einmal in einer Angelegenheit gesprochen. Meine Adresse ist bis auf weiteres die obige. Die Sache eilt gar nicht.“

Der Generaldirektor schüttelt ungläubig den Kopf.

„Ein Geisteskranker!“ schreit der Generaldirektor empört, rennt aus dem Zimmer, wirft sich ins Auto und fährt mit 90 Kilometer nach Hause, um sein Mittagessen hinunterzuschlingen.

Lustige Politik

Von Walter Jelen

Egzellenz irrt...

Kaiser Franz Josef empfing den ungarischen Ministerpräsidenten Bekerle in Audienz, welcher dafür bekannt war, daß er seine Reden zuweilen ein wenig phantastisch auszuschmücken liebte.

Als in seinem Vortrag wieder einmal etwas zu unwahrscheinlich schien, unterbrach ihn der Kaiser:

„Entschuldigen Sie, Egzellenz, wie spät ist es?“

Ministerpräsident Bekerle sieht betreten auf seine Uhr:

„Halb elf, Majestät.“

Darauf der greise Monarch seinerseits die Uhr zieht und mit einem Blick auf das Zifferblatt lächelnd feststellt:

„Sie irren, Egzellenz, es ist wirklich halb elf.“

Der Antrag.

Nach Beendigung des Krieges zwischen Nordamerika und England stellte ein amerikanisches Kongressmitglied den Antrag, das Truppenkontingent dürfe die Zahl von dreitausend Mann nicht überschreiten.

Da erhob sich George Washington und erwiderte:

„Ich stelle den Zusatzantrag, daß keine in unserem Lande einbrechende feindliche Armee härter sein darf als zweitausend Mann!“

Allgemeines Gelächter darauf.

Der Antrag wurde sofort zurückgezogen.

Schokolade und Kaffee.

Als Gaston Doumergue Präsident von Frankreich war, wurde er gefragt, ob er manche Spannungen zwischen England und Frankreich nicht als bedrohlich für die Welt empfinde, da doch das Einberufen zwischen diesen beiden großen Demokratien des Westens ein Schutzwall des europäischen Friedens sei.

„Urteilen Sie doch nicht wie jener Herr aus Marfeille“, antwortete er lächelnd, „der bei Freunden empfangen wurde und den Gatten zum Frühstück Schokolade, die Gattin aber Kaffee trinken sah. Dieser Herr aus Marfeille schloß daraus, daß die Ehe bald geschieden sein werde. Die Frau gefiel ihm nämlich und er wollte sie dann heiraten. Also konnte er die Scheidung schon nicht erwarten...“

So machen sich manche Leute ganz unbedachtigte Hoffnungen!

Der Marineminister.

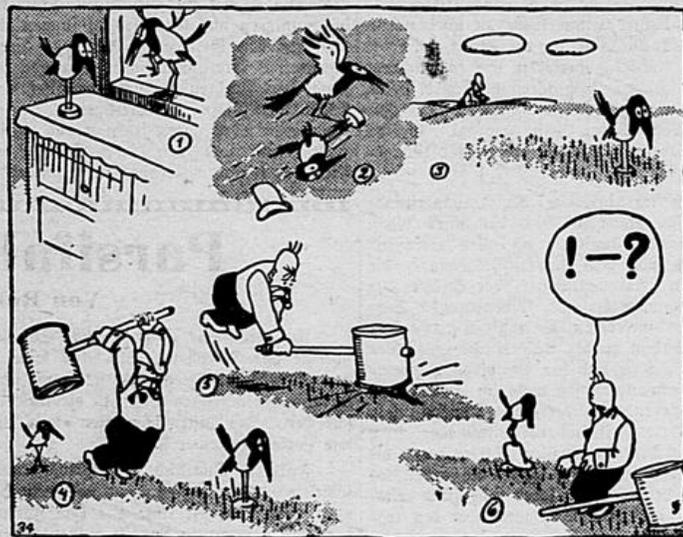
Eine ganz unverbürgte Anekdote.

Als der verstorbene Ministerpräsident Svehla einmal mit Hlinka über dessen Eintritt in die Regierung verhandelte, war man bei der Frage angelangt, welches Ressort eigentlich Hlinka übernehmen sollte.

„Meinetwegen“, sagte er, „daß Marineministerium.“

„Aber wir haben doch kein Meer und auch gar keine Marine!“ entgegnete Svehla.

„Gewiß“, meinte Hlinka, „aber Geld haben wir auch keines und haben doch ein Finanzministerium.“



Adamsons Kampf mit der ewigen Elster

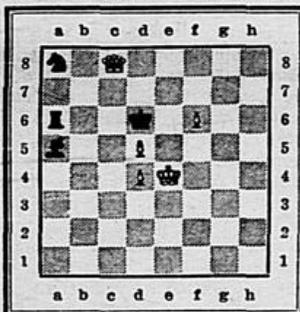
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 295.

Von Maurus Ehrenstein.

Schwarz: Kd6, Ta6, La5, Sa8. (4)



Weiß: Ke1, De8, Bd4, d5, f6. (5)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 295: De3-e1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnisdorf bei Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Ulbert Erich, Klutschkau; Hahl Erwin, Schindler Robert, König Rudolf, Freundl Anton, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, sämtliche Nesteritz; Richter Karl, Politz a./E., Strache Karl, Strache Rudolf, Jungmann Karl, Klötzig Rudolf, sämtliche Großpriesen; Eichler Otto, Drakowa; Tesaf Franz, Suchei; König Anton u. Steinwitz Hans, Kwitkau.

Arbeiter-Schachklub Wisterschan

begibt sich 10jähriges Gründungsfest mit einem Mannschaftsturnier, welches Ende September seinen Anfang nimmt. Beteiligt sind folgende Sektionen: „Atus“ Teplitz, D.T.J. Turn, „Atus“ Zuckmantel, D.T.J. Zuckmantel, Arbeiter-Schachklub Wisterschan und Sektion Kwitkau. Außerdem wird noch ein Einzelturnier mit 10 bis 12 Teilnehmern eingeleitet.

1. Runde: Am 23. September: Kwitkau gegen D.T.J. Turn in Kwitkau. Am 24. September: „Atus“ Zuckmantel gegen Wisterschan in Zuckmantel und D.T.J. Zuckmantel gegen Teplitz in Zuckmantel, „Eiskeller“.

Partie Nr. 110.

Gespielt in der 1. Runde des internationalen Turniers in Komotau im Wettkampfe Ungarn gegen Atus VI. Kreis. 1. Brett, Sizilianisch.

Weiß: Doglioni Ferencz, Budapest.
Schwarz: Körbl Julius, Althlrau.

- | | |
|-----------|--------|
| 1. e2-e4 | c7-c5 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 |
| 3. d2-d4 | c5xd4 |
| 4. Sf3xd4 | e7-e6 |
| 5. Lf1-e2 | Lf8-e7 |
| 6. 0-0 | d7-d6 |
| 7. Sb1-c3 | Sg8-f6 |
| 8. Kg1-h1 | |

Der König soll sich nicht unnützen Gefahren nach 9. f4 aussetzen. Deshalb gleich seine Flucht nach h1. Ob der Zug so unbedingt notwendig war, bleibe dahingestellt.

- | | |
|-----------|--------|
| 8. a7-a6 | |
| 9. f2-f4! | c6-e5? |

Dadurch verschlechtert sich Schwarz seine Bauernstellung. Entschieden besser war 0-0.

- | | |
|-------------|--------|
| 10. Sd4xc6 | b7xc6 |
| 11. f4xc5 | d6xc5 |
| 12. Dd1xd8† | Le7xd8 |
| 13. Le1-c3 | 0-0 |
| 14. Ta1-d1 | Lc8-g4 |
| 15. Le2-f3! | Lg4-e6 |

Nutzlose Züge. Lieber schon LxL, obwohl auch dann die Partie schwer zu halten ist, Schwarz verliert unnütz Tempos.

- | | |
|-------------|--------|
| 16. a2-a3 | Sf6-d7 |
| 17. Td1-d6! | Ta8-c8 |

Was will Weiß sonst noch gegen den drohenden Bauernverlust unternehmen? Daß der Frontalangriff der Türme in der d-Linie irgendeine Wendung herbeischaffen müsse, ist selbstverständlich. Wenn auch der Schwarze später nicht den Fehlzug gemacht hätte, das Postieren der Türme in der freien d-Linie hätte ihn noch schweres Kopfzerbrechen bereitet.

- | | |
|-------------|---------|
| 18. Tf1-d1 | Se7-f6 |
| 19. Le3-g5! | Sf6-g4? |

Der eigentliche Verlustzug. Schwarz verliert Läufer und Springer gegen einen Turm. Nun ist die Partie reif zum Aufgeben, bedarf auch weiter keines Kommentars, ist aber trotz allem noch sehr hübsch und des Nachspiels wert.

- | | |
|-------------|-----------|
| 20. Td6xd8 | Sd4-f2† |
| 21. Kh1-g1 | Sc2xd1 |
| 22. Td8xd1 | f7-f6 |
| 23. Lg5-h4 | Tf8-d8 |
| 24. Kg1-f1 | c6-c5? |
| 25. Sc3-a5! | Kg8-f7 |
| 26. Lf3-h5† | Kf7-f8 |
| 27. Lh5-e2 | c5-e4 |
| 28. Lh4-e1 | Kf8-f7 |
| 29. Le1-a5 | Td8-d7 |
| 30. Sd5-b6 | Td7xd1 |
| 31. Le2xd1 | Tc8-c5 |
| 32. La5-b4 | Tc5-c6 |
| 33. Sb6-a4 | h7-h6 |
| 34. Sa4-c5 | e4-c3 |
| 35. b2xc3 | Le6-c4† |
| 36. Sc5-d3 | f6-f5 |
| 37. Ld1-e2 | Kf7-e6? |
| 38. Sd3-c5† | aufgeben. |

Diese Partie wurde vom Gen. Körbl nicht in seiner gewohnten Stärke gespielt. Wir haben von ihm schon bessere Partien gesehen. — Anmerkungen von Josef Schöpka, Komotau.

JEDER PARTEIGENOSSE LIEST DAS PARTEIBLATT!